



Aus dem Nebel des Krieges

Die Gegenwart der Ukraine

edition suhrkamp

SV

SV

Sonderdruck
edition suhrkamp

Aus dem Nebel des Krieges

Die Gegenwart der Ukraine

Herausgegeben von Kateryna Mishchenko und
Katharina Raabe

Mit Fotografien

Suhrkamp

Bildauswahl: Yuriy Hrytsyna

Erste Auflage 2023

edition suhrkamp

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2023
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlagfoto: EPA/Roman Pilipey

Umschlag gestaltet nach einem Konzept von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-02982-4

www.suhrkamp.de

Inhalt

I

Die Erfahrung der Destruktion

Kateryna Mishchenko	
<i>Spiegel der Seele</i>	9
Oksana Karpovych	
<i>Verfinsterte Orte</i>	19
Volodymyr Rafeyenko	
<i>Zwei Bibliotheken</i>	43
Artem Chapeye	
<i>Wenn der Pazifismus endet</i>	53
Alissa Ganijewa	
<i>Die Frage nach unserer Verantwortung</i>	67
Oksana Dutchak	
<i>Das Haus, in dem eine Frau wohnt</i>	81
Angelina Kariakina	
<i>Die Stadt, die sich gewehrt hat</i>	97
Nataliya Gumenyuk	
<i>Nach der Besatzung</i>	111
Kateryna Iakovlenko	
<i>Vorsicht, gefährliche Bäume</i>	125

II

Die Aufnahme der Veränderung

III

Orientierungsversuch

Yuriy Hrytsyna	
<i>»Nobody will come« – Bildohnmacht in Zeiten des gestreamten Krieges</i>	167

Svitlana Matviyenko	
<i>Terrorumgebungen</i>	177
Stanislaw Assejew	
<i>Meine Idee von Gerechtigkeit</i>	191
Irina Zhrebkina	
<i>Antinomien des Krieges.</i>	
<i>Philosophieseminare in Charkiw</i>	201
Susanne Strätling	
<i>Zeitenwende. Ein Begriff des 24. Februar 2022</i>	215
Tamara Hundorova	
<i>Die Provinzialisierung des Russischen – Demaskierung des</i>	
<i>Imperiums</i>	227
Karl Schlögel	
<i>Wie von einem Blitzstrahl erhellt</i>	245
Aleida Assmann	
<i>Zukunft aus Vergangenheit? Putin, die EU und die Ukraine</i>	
<i>aus der Perspektive ihrer Erinnerungskulturen</i>	253
Statt eines Nachworts	269
Bildnachweis	277
Kurzbiographien	279

I Die Erfahrung der Destruktion

Kateryna Mishchenko
Spiegel der Seele

Heute ist die Ukraine auf den nächtlichen Satellitenbildern sehr gut zu erkennen. Eine Art negativer Sichtbarkeit – auf der mit Lichtern übersäten Landfläche gibt es einen dunklen Fleck, wie ein Spiegelbild des Schwarzen Meeres. Die Worte »ukrainische Nacht« haben sich mir nun endlich erschlossen – beängstigend und nah zugleich. Wenn ich früher die Nacht als einen Rückzugsort des sozial Verdrängten gesehen habe, erscheint jetzt die Existenz selbst im Schatten. Ich muss von neuem versuchen, den Menschen und das Menschliche in einem konkreten historischen Moment zu verstehen – das ist es, was diese lange Nacht des Vernichtungskrieges für mich bedeutet.

In der ukrainischen Sprache sind *eine Menge* und *Finsternis* Homonyme. Wie lassen sich genozidale Ausmaße denken? Wie viele Kriegsverbrechen wurden bereits dokumentiert? Zehntausende. Wie viele Kinder haben ihr Leben verloren? Schon annähernd fünfhundert. Wie lange wird es dauern, die Ukraine zu entminen? Für die dreißig Prozent unseres Territoriums, die gegenwärtig vermint sind, mindestens zehn Jahre. Das Übermaß an Zerstörung und Brutalität macht mir vor allem klar, wie groß mein Land ist: Es wird so lange und so brutal zerstört, und es bleibt hartnäckig bestehen.

Ich erinnere mich noch an die erste Nacht nach dem Beginn der Invasion. Schlafen war unmöglich. Ich verbrachte die Nacht bei einem Freund, weit weg vom Kyjiwer Regierungsviertel, wo meine Wohnung lag und wo russische Truppen landen sollten, um die Staatsführung gefangen zu nehmen oder zu töten. Vom Fenster aus betrachtete ich das Stück Straße in der Nähe der Metrostation »Völkerfreundschaft«: eine gewundene Asphaltstraße, Bäume auf beiden Seiten, das Licht der Straßenlaterne gedämpft, leicht rötlich. Ruhig und leer, friedlich. Ich hatte Angst, den Blick

abzuwenden, als hätte er die Macht, diese Landschaft zu konservieren und so zu verhindern, dass sie durch die Militärtechnik des »befreundeten Volkes«, durch Explosionen und Feuer zerstört wird. Es war sehr still geworden, als verhielte sich die Stadt absichtlich leise, um dem Kriegslärm etwas entgegenzusetzen. In einer der folgenden Nächte war ich zufällig während der Ausgangssperre im Hof – die Stille einer schrecklichen Erwartung, das Lichtregime (nach 22 Uhr sollte man möglichst das Licht ausschalten, damit der Feind uns nicht so leicht bemerkt) und der Sternenhimmel über uns. In einer solchen durch und durch frostigen, einsamen ukrainischen Nacht möchte man trotz des für immer gebrochenen Herzens verzweifelt lieben.

Seitdem ist fast ein Jahr vergangen. Ich ertappe mich bei dem Gedanken, dass ich die Tage vor und unmittelbar nach dem großen Krieg vermissem, denn die Erinnerungen daran sind das aktuellste Bild meines Zuhauses. In den sogenannten Tagen null – vor der Invasion – habe ich viele Filme über Katastrophen und das Überleben gesehen. Ich träumte, wie ich voller Panik mit meinem Kind im Bus nach Berlin fuhr, wie ich versuchte, alle meine Zimmerpflanzen in einen Koffer zu packen: Ich stellte die Töpfe zu einer Pyramide auf und wusste dann nicht, wohin mit den ganzen Pflanzen und wie viel Erde man von den Wurzeln abschütteln kann, damit sie überleben. Jetzt suche ich nach einer Fortsetzung dieses Traums, gehe in Blumenläden oder Gartenmärkte – einfach, um eine Weile dort zu sein.

Ich erinnere mich an den Tag eins, an die ernstesten Gesichter der Menschen in der morgendlichen Schlange im Supermarkt. An die zitternden Hände der Verkäuferin in der Zoohandlung, es gibt keine Katzentransportboxen, heute kommen wahrscheinlich auch keine mehr. Ihre Verwandten sind irgendwo im Gebiet Tschernihiw, dort ist die russische Armee schon. In einer Buchhandlung mit Café, wo ich ein bisschen arbeiten wollte, ist der Barista ein ehemaliger Soldat. Sein Freund wurde an dem Tag mobilisiert, eine Woche später sollte er Vater werden. Ich sitze da und blicke aus dem Fenster, das die ganze Wand einnimmt, auf meine Straße und frage mich, ob er keine Angst hat bei so einem großen Fens-

ter, wie viele Glasscherben es geben wird. Zur Mittagszeit sitze ich zu Hause in der Küche. Ich höre, wie sich mein Mann im Badezimmer übergibt. Er kann nicht akzeptieren, dass der Albtraum begonnen hat. Ich hingegen bin schon ganz davon vergiftet, ich finde einen Punkt, den ich fixieren kann: das Cover des Buches *Trauma and Recovery* von Judith Herman, das ich meinem Mann zum Valentinstag geschenkt hatte. Ich habe die ersten Seiten gelesen und der Hauptgedanke war: Dem Opfer zu glauben, fällt schwer, es ist bequemer und sicherer, sich mit dem Aggressor zu assoziieren. Sich auf die Seite des Opfers zu stellen, bedeutet, es zu wagen, den Status quo zu zerstören. Nach dem traurigen Abschied von meiner gesamten Bibliothek war ich diesem Buch dankbar für die Gedanken, die sich – mehr als einmal – in den endlosen Debatten um die Unterstützung der Ukraine und die politischen – für uns schicksalhaften – Entscheidungen der verschiedenen Länder materialisierten. Der Status quo wurde gebrochen, um den Preis von Menschenleben, und diese verlorenen Leben sind finstere Mengen.

Ich erinnere mich an das Brummen unserer Flugzeuge am Himmel über Iwano-Frankiwsk, wohin wir schließlich fuhren. Und im Telefon das Schluchzen der älteren Kindergärtnerin meines Sohnes, die mit ihrem Mann auf die Datscha in der Nähe von Tschernihiw gefahren war, um dort den Krieg »abzuwarten«. Sie sagte, die Kinder täten ihr so entsetzlich leid, an ihrem Fenster fahren schon Panzer vorbei, sie kommen nicht mehr weg. Später kehrten sie glücklicherweise nach Kyjiw zurück. Ich hingegen habe mit meinem Sohn das Land verlassen.

Im Nachtbus nach Prag – von dort würden wir den Zug nach Berlin nehmen – wurde mir klar, dass die Träume durch Wahnvorstellungen abgelöst worden waren. Die Nachrichten erklingen mit den Stimmen toter Kinder – dieser Satz dreht sich in meinem Kopf, ich bin in einem wachen Albtraum gefangen. Neben uns sitzt eine Familie aus Butscha, damals noch für uns alle »nur« eine besetzte Stadt, in der gekämpft wird. Die Frauen rufen immer wieder ihre Ehemänner an, die dortgeblieben sind. Eine von ihnen kann das Geplapper der Kinder nicht mehr ertragen,

sie verbietet ihnen ständig den Mund und flucht. Irgendwann befiehlt sie auch meinem Sohn, den Mund zu halten. Die andere Frau ist vor Erschöpfung ganz still. An der polnischen Grenze, bei der Gepäckkontrolle, stehen wir mit einer weiteren jungen Frau für kurze Zeit zu dritt in der Halle und warten darauf, dass wir wieder in den Bus steigen können, nachdem auch er kontrolliert wurde. Es war still, wir blickten uns schweigend in die Augen – ein durchdringender Moment, wenn man den eigenen Schmerz in den Blick legt und versucht, jemandem davon zu erzählen, und einem dasselbe Signal entgegenkommt. Verbundenheit und höllische Einsamkeit zugleich. Aber wir müssen die Kinder nehmen und weiterfahren.

Heute kann man in den Medien die Rekonstruktion der Verbrechen in Butscha verfolgen, insbesondere in der Jablunska-Straße, die durch die Leichen der Bewohner gezeichnet war. In die Gesichter der Ermordeten blicken. Man kann sogar die Fotos der identifizierten Mörder sehen, der berüchtigten Pskower Fallschirmjäger, die den Einheimischen die Handys abnahmen und damit zu Hause in Russland anriefen, wo sie später für besondere Tapferkeit ausgezeichnet wurden. Um auch nur diese wenigen Sätze zu verdauen, bräuchte man Jahre. Und woher soll man erst die Zeit nehmen für all das erworbene Wissen?

Das Stöhnen der Menschen unter den Trümmern von Häusern, die wegen des ständigen Beschusses nicht geborgen werden können, Exhumierungen, Übergabe von Leichen, Austausch von sterblichen Überresten, Verwandte, die zur weiteren Identifizierung der Toten oder dessen, was von ihnen übrig ist, DNA-Proben abgeben. Die Suche nach Verwandten unter jenen Überresten, über die schon die Würmer kriechen. Die massenhafte Verstümmelung des Menschlichen fragmentiert die Seele und ihre Zeit. Die Überreste des eigenen Selbst befinden sich irgendwo, nicht unbedingt alle an einem Ort: Etwas lebt in der Vergangenheit, ein Teil

bleibt dem Alltag und der Sorge anvertraut. Manchmal gehen die Gedanken einfach verloren. Etwa dreißigtausend Vermisste. Diese Zahl finde ich auf der Seite der Internationalen Kommission für vermisste Personen (ICMP), die der Ukraine bei der Identifizierung von Vermissten hilft. Verschwinden und Suchen als Existenzform. Parallel zu den Strafverfolgungsbehörden, internationalen Teams und zivilgesellschaftlichen Initiativen suchen auch ganz gewöhnliche Menschen nach Spuren. Wie sie gerade können, für sich selbst, für das persönliche Archiv.

Anfang Oktober lernte ich in Frankfurt zufällig eine Frau aus Butscha kennen, die wie ich an einem Workshop zur visuellen Anthropologie des Krieges teilnahm. Sie erzählte mir, dass sie die Straße mit ihrem Smartphone filmte, während sie mit ihren Kindern wegfuhr. Sie hat zerschossene Autos mit toten Menschen gesehen. Diese Videos zeigt sie den Deutschen, mit denen sie kommuniziert. Sie hat das Bedürfnis, über die Verbrechen, die sie gesehen hat, auszusagen. Endlich gehört zu werden. Nach unserem Treffen wurde mir klar, dass die Zeugenarbeit das Bild des Opfers erheblich beeinflusst. Wenn man in den Geflüchteten oder den Ukrainern in ihrer Heimat nicht nur Opfer sieht, die man zutiefst bedauert, sondern Zeugen, dann wird auch dieser Krieg nicht als große Naturkatastrophe, sondern als kalkulierter Genozid wahrgenommen werden. Auch wenn das global gesehen nichts an der Tatsache ändert, dass mein Land ein Schlachtfeld ist und die Welt dieses schreckliche Sterben von Menschen innerhalb seiner Grenzen zugelassen hat.

Jeden Tag leistet die Seele Zeugenarbeit, die auch eine Arbeit des Begreifens ist. Wie lässt sich das Unbegreifliche begreifen? Es ist möglich, wenn Tausende von Menschen an diesem kollektiven und so persönlichen Prozess beteiligt sind. Geschichten erzählen, Tagebuch führen, ein Smartphone benutzen, vor allem in der Besatzungszeit, vor allem ohne Internet und ohne Verbindung mit der Außenwelt, als Mittel der Kriegsdokumentation. Miteinander zu teilen, sich zu kümmern, zu retten. In unserer Umgangssprache

wird das Wort »rausholen« oft im Sinne von Herausforderungen bewältigen (»alles aus sich rausholen«) verwendet, seine direkte Bedeutung verbindet sich heute mit der Evakuierung anderer. Um zu begreifen und zu überleben, muss Rettung in Gang gesetzt werden, indem man anderen die Hand reicht.

Nach den permanenten russischen Angriffen auf die Energieinfrastruktur entstanden überall in der Ukraine »Punkte der Unbeugsamkeit« – öffentliche Orte, an denen es Wärme, Wasser und Strom gibt. Für einen rein zweckdienlichen Ort ist das ein ziemlich pathetischer Name, aber ich fand ihn sofort sympathisch, denn in dem einfachen Akt einer Übergabe von Energie lebt in diesem Kontext die Menschlichkeit auf. Was als *Vertrauensseligkeit* erscheinen mag, wie vielleicht auch der Glaube daran, dass das Licht die Dunkelheit besiegen wird, führt tatsächlich zu dieser Unbeugsamkeit.

Vor einigen Monaten, als der Oberkommandierende der Streitkräfte der Ukraine, General Walerij Saluschnyj, bereits ein Star der internationalen Medien war, erfuhr ich in einem Interview zu meinem Erstaunen, dass er vor seinem Studium an der Militärfakultät überlegt hatte, Komiker zu werden. Ob es nun Zufall ist oder nicht – mindestens zwei aktuelle Hauptpersonen im Management dieses Kriegs sind Liebhaber der Komödie. Ist das vielleicht eine geheime Ressource der Standhaftigkeit oder Unbeugsamkeit? In traurigen Zeiten, wo einen höchstens noch Pläne für die ferne Zukunft aufheitern können, ist Humor eine Möglichkeit der Abstraktion und Reflexion, eine Möglichkeit, über seine von Trauer geprägte Identität hinauszuwachsen. Aber ich möchte Lachen und Komik nicht nur als therapeutische Praxis denken, die hilft, nicht verrückt zu werden. Wichtiger ist ihr humanistisches Potenzial. Es ist auch eine Form der Fürsorge, nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere, um die Angst zu überwinden und die Perspektive zu wechseln. Sie schafft einen neuen gemeinsamen Raum.

Ich beobachte Wolodymyr Selenskyj scharf, wenn er heute scherzt. Er wirkt müde und nervös, als sehne er sich nach der Leichtigkeit, nach dem gestohlenen Lachen. In einem Gespräch mit David Letterman sagte er, jeder habe etwas an diesen Krieg abgegeben, die Kinder zum Beispiel ihre Kindheit. Wenn ich darüber nachdenke, ob sein ungezwungenes Lachen das ist, was er an den Krieg abgegeben hat, komme ich unwillkürlich zurück zu mir, zu der Frage, was die Menschen um mich herum abgegeben haben. Selenskyj kann gut spiegeln. Und ein Gefühl von Gemeinschaft vermitteln, etwa bei der Suche nach seelischer Rettung und dem Versuch, sich von sich selbst zu distanzieren und sich von den neuen Bruchstücken im Inneren abzustoßen.

Aus einer Geschichte der Selbstlosigkeit geht eine andere hervor. Vor kurzem ist Hennadij Afanassjew, unter Menschenrechtlern als einer der drei »Krim-Gefangenen des Kreml« bekannt, in der Region Luhansk umgekommen. Zusammen mit dem Filmregisseur Oleh Senzow und dem Anarchisten Oleksandr Koltschenko war er 2014 vom russischen Geheimdienst verhaftet worden, weil er sich gegen die Annexion der Krim ausgesprochen hatte. Afanassjew konnte 2016 ausgetauscht werden, Senzow und Koltschenko drei Jahre später. Nach dem 24. Februar meldeten sich alle drei zur Armee. Ein weiterer Anarchist, Antifaschist und Menschenrechtsaktivist, Maksym Butkewytsch, der sich seit Jahren für die Freilassung von Krim-Gefangenen einsetzt, hat sich ebenfalls der Armee angeschlossen. Und Ende Juni zeigten ihn die russischen Propagandisten in ihren Nachrichten – so erfuhren wir, dass er in Gefangenschaft war. Später gab es ein weiteres Video mit ukrainischen Gefangenen – so erfuhren wir, dass er noch am Leben war, wenn auch sehr abgemagert. Seit einem halben Jahr weiß niemand mehr etwas. Natürlich waren die russischen Streitkräfte froh, einen solchen Mann gefangen nehmen zu können, verkörpert er doch alles, was sie zerstören wollen und was sie fürchten. Den Kampf um Gerechtigkeit, Menschlichkeit, gesellschaftliches Engagement und Würde.

Endlich hat sich mir auch das Wort »Würde« erschlossen. In den letzten neun Jahren habe ich den Maidan nur zögerlich »Re-

volution der Würde« genannt. Das Wort Maidan bezeichnete für mich eher das politische Wesen dieses Aufstandes. Der Begriff Würde hat sich damals meiner Ansicht nach nicht revolutioniert, sondern eher herausgebildet, und jetzt sehe ich ihn in kristallisierter Form. »Heute ist die ganze Ukraine der Maidan«, sagte mein Mann einmal. Seine Worte bringen das politische Wesen des ukrainischen Widerstands perfekt zum Ausdruck: Eine Gesellschaft von Menschen kämpft für sich selbst. Menschen, die in der verschwörungstheoretischen Perspektive des Kreml nicht vorkommen, die jenseits dessen sind, was man sich dort vorstellen kann. Die Allgemeingültigkeit von Würde und Menschlichkeit und die entschlossene Selbstorganisation kompensieren oftmals institutionelle Mängel, fehlenden Wohlstand und politische Bildung. Gegenwärtig stützt sich die Ukraine buchstäblich auf die Menschen.

Wie wir sagen – der Krieg wird gegen das ganze Volk geführt, und das ganze Volk kämpft mit. Jeder an seinem Platz. Diese inklusive und engagierte Formel könnte zum Fundament der Zukunft werden, wie vage sie im Moment auch erscheinen mag. Einer Zukunft ohne Kämpfe, dafür mit einem Verantwortungsbewusstsein für das Gemeinsame. Dieses Fundament und insbesondere die Position einer radikalen Menschlichkeit als Gegenpol zur Entmenslichung des Krieges manifestiert sich in den täglichen Ansprachen von Wolodymyr Selenskyj an die Ukrainer – vielleicht ist er ihr erster echter Vertreter in der modernen Geschichte. Er spricht bewusst aus einer menschlichen Perspektive. Selenskyj übersetzt die Erfahrungen jedes einzelnen Tages, den das Land durchlebt hat, in Worte, er prägt den öffentlichen Diskurs und festigt den Anspruch, sich nicht von Hass und Verzweiflung überwältigen zu lassen. Seine Sprache der Menschlichkeit war in verschiedenen Ländern zu hören, sie weicht vom politischen Populismus ab, manipuliert nicht, sondern sucht die Ansprache und findet Verständnis. Es gibt lustige Memes darüber, dass der ehemals russischsprachige Präsident so gut Ukrainisch gelernt hat, dass er jetzt ständig die russischen Wörter vergisst. Ich würde sagen, dass er jetzt nicht nur Ukrainisch im linguistischen Sinne

spricht, sondern die politische Sprache, die von den Ukrainern nach dem Maidan entwickelt wurde. Heute ist die ukrainische Sprache die Sprache des echten, nicht des Salon-Antifaschismus.

Gleichzeitig muss ich beim Anblick des von den Schatten des Krieges gezeichneten Selenskyj an das Schweigen denken. Früher habe ich Schweigen mit Poesie assoziiert, die ein Gefühl der Präsenz des Ungesagten vermittelt, etwas zwischen den Worten oder jenseits von ihnen. Jetzt höre ich in ihm jemanden, der Zugang zu allen Geheimnissen hat. Ich hoffe auf sein lebendiges Sprechen, die Rede eines Menschen mit einem kreativen Beruf, auf irgendeine Metapher, in der das wahre Grauen und die schlimmsten Verbrechen, etwas, das nicht mehr zu ertragen sein wird, unwissentlich enthüllt werden. Schon vor diesem blutigen Krieg konnten sich seine Ansprachen wie Honig auf die sozialen und politischen Wunden legen, und so funktioniert es auch jetzt. Aber dieser »gebrochene« Humor, die Erschöpfung in seinen Augen lassen in den Raum hinter den Kulissen blicken, als führten sie die Seele auf die Seite des Schweigens.

Ich versuche, für mich selbst das auszudrücken, worüber ich schweige. Von nun an ist das Maß meines Lebens der Tod anderer Menschen, von nun an wird es immer eine Kluft geben zwischen denen, die bereit sind, ihr Leben zu lassen, und denen, die dadurch Sicherheit erhalten. Der Genozid an meinen Mitbürgern war das Ergebnis einer Logik, dem abscheulichen russischen Staat ein Opfer zu bringen, um mit ihm Geschäfte machen zu können. Und all das ist unverzeihlich.

Eines der Bilder von der Seite des Schweigens kann die Streuung russischer Phosphorbomben am Nachthimmel über der Ukraine sein. So etwas wie die Kehrseite des Sternenhimmels, der sich so erschreckend pittoresk über die lichtlosen Städte legt, dass einem das Herz stockt. Gleichzeitig ist es eine Version des Horizonts der in den Tod verliebten »russischen Welt«. Wie jeder Faschismus ist auch die russische Unterart nicht indifferent gegenüber Ästhetik. Was ist seine berühmte Installation der als großes Z aufgereihten Kinder aus einem Hospiz in Kasan wert? Und was dieses Spektakel des großen Albtraumkrieges, den uns die groß-

zügigen »russischen Partner« für immer geschenkt haben. Die Gewalt dieses Spektakels wird durch eine »kleine« Geschichte, die ich im Oktober las, gut illustriert: In Liman stahl ein russischer Soldat eine Überwachungskamera aus einem Haus, und nach einiger Zeit sahen die Besitzer das Bild, das sie übertrug, wieder – es kam aus einer Wohnung in Burjatien. In diesem Krieg zu kämpfen, bedeutet unter anderem, sich die gestohlene Sicht und den eigenen Blick auf die Welt zurückzuholen.

Dieses ganze Jahr lang passiert es oft, dass ich mich plötzlich fühle, als hätte ich den ganzen Tag geweint und in den Augenhöhlen dröhnt die Leere. Aber meine Augen haben nicht eine einzige Träne vergossen. Als wäre es ein geliehenes Gefühl. Ein Luftzug in den Augen. Vielleicht fühlt sich so das Weinen der Seele an, und die Augen, ihr Spiegel, halten die Erinnerung an diese fremde Erschöpfung fest. Vielleicht ist es jemand anderes, sind es andere, deren Trauer, Tod, Unfreiheit, Verletzung, Hunger, Verlust in das Innere meines Lebens eindringen und sich darin niederlassen. Dann wäre klar, warum ich mich in meinem Körper fühle wie in einem Geisterhaus. Stress und Ungeduld vibrieren in meinen Händen, mein Rücken schmerzt und deutet an, dass das Leben nie wieder bequem sein wird. Die Angst klopft von innen gegen meine Brust, und der Kummer sitzt direkt hinter meinen Augäpfeln und trocknet die Tränen. Ich denke, wenn ich versuche, den verlorenen Teil von mir in den Ecken meines inneren Zuhauses zu finden, wird sich eine kleine Lücke auftun – ein Ort, an dem dieser Luftzug der Augen frei fließt. Dort versteckt sich die Seele vor einem schrecklichen Gedanken. Dass ein Vernichtungskrieg in mein Leben getreten ist und alles darin umbringt.

Aus dem Ukrainischen von Lydia Nagel

Oksana Karpovych
Verfinsterte Orte

Kramatorsk, Gebiet Donezk, der Anfang

Der Frühzug nach Kramatorsk, ein halb leerer Wagen, nur ein paar Männer mit großen Rucksäcken. Sie sehen aus wie Militärangehörige oder einfach wie Menschen, die viel erlebt haben, sich im Winter das Gesicht mit eiskaltem Wasser waschen mussten, ihr ganzes Mittagessen mit einem Löffel essen und schwere Gegenstände tragen. Einer von ihnen sitzt neben mir, unrasiert, die Unruhe unterminiert seine kompakte Männlichkeit, dringt durch die Schichten dunkler Kleidung, sie äußert sich in einem nervösen Zucken des Beins. Ich biete ihm Schokolade an, beginne ein Gespräch. Ich erkläre, dass ich ungeplant in den Osten fahre – um als Produzentin für ausländische Medien zu arbeiten. Er ist Kriegsphotograf. Sie alle sind, wie ich jetzt weiß, Journalisten und Kriegsberichterstatter. Aus den verschiedenen Richtungen der Welt bewegen sie sich auf ein gemeinsames Ziel zu – sie wollen über etwas berichten, von dem wir an diesem 23. Februar immer noch hoffen, dass es nie passieren wird.

Die ersten Explosionen. Sie machen mich augenblicklich klein und einsam. Als ich sie höre, springe ich aus dem Bett. Ab jetzt höre ich nur noch meinen Herzschlag. Wie viel Zeit habe ich? Trifft es unser Hotel? Ich erinnere mich an den offenen Koffer auf dem Boden, dann ein Riss, jetzt liege ich auf dem Boden, meine linke Hand zittert unkontrolliert. Ich verstehe nicht, warum ich auf dem Boden liege. Der Koffer fällt mir ein, ich höre die zweite Explosion, oder war die zweite vorher? Und wann war die dritte? Auf dem Hotelflur Hektik und Stimmengewirr in allen Sprachen der Welt. Ich öffne die Tür, vor mir steht einer der Reporter, gestern hat uns jemand in der Bar bekannt gemacht. Er blickt in meine verschlafenen Augen und verkündet den Beginn des Krieges: »Es geht los!«